

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 118 (1992)
Heft: 27

Artikel: Immer mehr liefern sich freiwillig ans Messer
Autor: Herdi, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-612387>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fritz Herdi

Immer mehr liefern sich freiwillig ans Messer

Ein Redaktor vom *Limmattaler Tagblatt* wollte vor ein paar Wochen in einer Dietiker Apotheke zehn Gramm Traubenzucker kaufen, um die Verdauung seines jüngsten Sprösslings zu regulieren. Der Apotheker winkte in der irrigen Annahme ab, das Produkt werde zum Strecken von Heroin gebraucht. Die Schlussfolgerung des Zeitungsmanns zuhanden der Öffentlichkeit: «Vielleicht sollte ich mich künftig öfter rasieren.»

Ungefähr zur gleichen Zeit warb ein Unternehmen mit einer ganzseitigen Annonce (gezeichnetes, glattrasiertes Gesicht samt Kommentar: «Ein Kinderpopo ist nichts dagegen.») für seine Elektrorasierer. Und ein «Öko-Tip» wies, Aludosen-Recycling verdammend, darauf hin, dass sich mit der Energie, die es braucht, um eine Aludose herzustellen, ein Mann drei Jahre täglich elektrisch rasieren könnte.

Nicht der Mitteilung des Redaktors zu entnehmen war, ob er sich elektrisch oder nass rasiert. Aus anderer Quelle indessen erfährt man, dass sich wieder mehr Männer, zumal jüngere, freiwillig «ans Messer liefern» als in den letzten Jahrzehnten. Bei Rasiermessern, teuren Dachhaar-Rasierpinseln und Rasierseife sei ein grösserer Absatz nachweisbar. Und: «Geduldiges Einseifen, sorgfältiges Schneiden und ein After-Shave gehören genauso zum Ritual wie das fachmännische Dekantieren zu einem alten Bordeaux.»

Noch 1873 galt im Solothurnischen das Sprichwort: «Me sell es guets Rasiermesser

«Me soll es guets Rasiermesser nit verchauft!»

und e gueti Uhr nit verchauft, e gueti Frau nit taub mache und eme Gmeindroth nit wüescht säge.» In der Zwischenzeit ist allerdings dann der Amerikaner King C. Gillette auf seine prächtige Rasierklingenidee gekommen. Er revolutionierte die Vorrichtung mit seinem Safety-razor, der allerdings auch kein hundertprozentiges Sicherheitsmesser war. Und ganz früher? O ja, da wurde

auch schon «geschabt». Alexander der Grosse gab einmal Befehl, dass sich alle Griechen rasieren lassen sollten, damit sie von ihren Feinden nicht am Bart gepackt werden könnten. Und Caesar hatte schon das, was mein bärtiger Grossvater noch verächtlich als «Milchfüdligsicht» abtat. Es gab uralte Steinschaber, Bartzangen, halbmondförmige Bronze- und Eisenmesser, die man auf dem Schleifstein schärfte, bevor man die Stoppeln aus dem nur wasserbenetzten Gesicht wegquälte.

Und diese ganze Tortur nur für die tapferen Männer, während sich die Frauen ins

Vier Monate werden mit Rasieren vertrödelt!

haarlose Fäustchen lachen! Vier Monate eines Männerlebens werden mit Rasieren vertrödelt, derweil die Frauen Zeit für ein Schwätzchen haben. Mark Twain mutmassete, der Schöpfer habe nur die Männer mit Bartwuchs ausgerüstet, weil die Frauen es nicht zuwege brächten, beim Rasieren den Mund zehn Minuten lang stillzuhalten.

Österreichs Kaiser Joseph II. war Selbstrasierer. Erst während seiner letzten Krankheit liess er einen Barbier kommen. Und sagte zu ihm: «Er ist der erste, der mir ins Gesicht greift.» Während einer Reise nach Paris kam er 1777 früher als sein Gefolge in Reims an und stieg im vorher benachrichtigten Gasthaus ab. Neugierig folgte ihm der Wirt aufs Zimmer und wollte wissen, was für ein Amt er beim Kaiser bekleide. «Nichts Grossartiges», antwortete der Monarch, «ich muss ihn einfach ab und zu rasieren.» Damit war er den Wunderfütz los.

Vom Barbier des «alten Fritz» (allerdings nicht nur von ihm) wird erzählt, er habe nach einem nächtlichen Riesenfez dem König am nächsten Morgen mit zitternden Händen zwei kleine «Briefkästen» in die Wange geschnitten. «Das kommt vom Sausen», polterte Friedrich der Grosse. «Jawohl, Majestät», reagierte der Barbier unerschrocken, «davon wird die Haut so spröde.»

Auch das passierte: Der schwedische

Dichter C. M. Bellman, trinkfest und weitgehend Bohémien, arbeitete auch als Sekretär für König Gustav den Dritten, fiel aber einer Unverfrorenheit wegen in Ungnade. Er durfte fortan das Schloss nicht mehr betreten und bekam die zu erledigenden Arbeiten ins Heim geliefert. Als der König eines Tages an Bellmans Haus vorüberkam, sah er, dass dieser den Kopf aus einem Fenster im ersten Stock streckte, während ein Barbier auf einer ans Haus gelehten Leiter stand und Bellman rasierte. «Was soll's bedeuten?» rief der König hinauf. Da jammerte Bellman, der die Sache listig eingefädelt hatte: «Mein Barbier ist bei mir in Ungnade gefallen, und ich habe ihm das Haus verboten, kann ihn aber doch nicht entbehren.» Am nächsten Tag durfte er wieder ins Schloss.

Adele Sandrock, einst die «raunzige Alte» vom Film, liess sich stets vom gleichen Taxichauffeur in die Stadt fahren. Er war tüchtig, brav, ein tadelloser Fahrer. Sein einziger Fehler: Er war fast immer unrasiert. «Hören Sie mal», sagte die Sandrock eines Tages mit

«Drei Rasuren wöchentlich genügen, Madame!»

ihrem tiefen Damenbariton zu dem Mann, «wie oft, glauben Sie, sollte man sich rasieren?» Der Taxichauffeur schaute flüchtig auf und antwortete: «Nun, ja, Madame, bei Ihrem schwachen Bartwuchs dürfte dreimal wöchentlich genügen.»

Dällebach Kari (1877–1931), Berner Coiffeurmeister und Original, ist Gegenstand vieler Scherze, Anekdoten und eines Films mit Walo Lüönd. Daraus ein Beispiel: Eines Tages kommt eine bekannte, sehr korpulente und massige Persönlichkeit aus der Landschaft in sein Geschäft, lässt sich rasieren und fragt nachher, was er schuldig sei. «Nüüt», antwortete Dällebach. Das verstehe er jetzt nicht recht, reagierte der Kunde, die Schaberei habe doch Zeit und Material gebraucht. Kari winkte ab: «Das schoo, aber a somene grosse Grind isch einewäg nüüt z verdienne.»